

Simujah, die Königsfrau [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 45

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45
XX. Jahrgang
1930

Bern,
9. November
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Winternahen.

Von Sr. Hoßmann.

Des Herbstes goldne Leuchter blinken.
In Flammen loht der Buchensaum.
Bald wird in Nacht und Grab versinken
Der bunte Schmuck an Busch und Baum.

Noch einmal bäumt das reiche Leben
Sich trotzig vor des Todes Macht.
In letzter Schönheit glühn und beben
Die Kronen vor der großen Schlacht.

Schon rast auf zügellosen Rossen
Der Sturm vernichtend durch die Flur.
In Reif und Nebel stirbt verdrossen
Des Sommerlebens letzte Spur.

Bald rieselt Schnee auf Feld und Gassen.
Der Tod hält Rast auf kahler Fluh.
Doch meine Seele schaut gelassen
Dem großen, stillen Sterben zu.

Simujah, die Königsfrau.

18

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böglin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

Die Sache hätte nun nicht geeilt; denn meine Rückkehr nach Europa stand noch in weitem Felde; allein es entsprach ihrem Wesen, einen Entschluß, sobald er gefaßt war, auch nach allen Folgen abzuwägen und deren mögliche Rückschläge fest ins Auge zu fassen.

Ich begleitete sie ein gutes Stück Weges und führte sie auf unserm leichten Zweiräder über den großen Bambussteg, den ich selber für die Arbeiter zur Abkürzung ihrer täglichen Wanderungen über den Waldböbel hatte schlagen lassen. Ich mußte in jener Gegend noch einen Augenschein vornehmen. Um die Brücke, die für Fußgänger berechnet war, sowie uns selber nicht zu gefährden, stiegen wir aus und schritten hinüber, während der Kutscher mit Pferd und Wagen zurückblieb. Am andern Ufer angekommen, schauten wir in besinnlicher Stimmung zurück und sahen das Fuhrwerk, das durch die Brücke von uns getrennt war, aufgelöst drüben stehen.

Da tat Simujah einen leisen Seufzer und sprach: „Weißt du, Werner, wie mir das Fahrzeug vorkommt?... Wie das Glück, das uns im Stich gelassen!“

„O“, tröstete ich sie, „es holt uns wieder ein.“

„Vielleicht!“ gab sie zur Antwort; „aber über den großen Steg, — weißt du, den letzten, geht einer hinter dem andern. Du lange, lange nach mir.“

„Simujah, das weiß niemand“, sagte ich zu ihr; „aber das Eine wollen wir uns geloben: drüben über dem großen Steg gern und geduldig aufeinander zu warten. Dann gibt es ein herrliches, weil lange ersehntes Wiedersehen, und wir lächeln über das irdische Schicksal Siehst du, der

Kutscher führt schon das Gefährt und bald auch das Pferd heran!“

„Und so wollen wir lächelnd voneinander gehen“, knüpfte sie auf dem Bahnhof zu Bindjai an dieses Gespräch an und bestieg, wie mir schien, guter Dinge, nach Ruß und Umarmung den Zug, der sie für einige Tage in ihre Heimat entführte.

Welche und was für Fachgelehrte Simujah dort berieten, erfuhr ich nicht; aber es fiel mir nach ihrer Rückkehr eine seltsame Veränderung in ihrem Benehmen auf. Das hingebende Weib und die zärtliche Mutter hatten sich in eine ernste, entschlossene Frau verwandelt, die ihr früheres Wesen, das gar nicht berechnender Art war, verleugnete, ihre eigenen Interessen unnachgiebig verfocht und sich dem Knaben, den sie nun verlieren sollte, sozusagen nur noch aus der Ferne widmete. Ihre Forderungen an Pension und Einrichtung nach der Heimreise von Vater und Sohn waren so hoch, daß sie selbst der Beamte bei der Protokollierung ungewöhnlich fand. Ich hatte Simujah nie von dieser Seite kennen gelernt und fragte mich umsonst, wie und unter wessen Einfluß sie dazu gelangte, ihr Kind so geschäftsmäßig zu verkaufen.

Es blieb mir ein Punkt in ihrer Seele dunkel, der sich nur allmählich aufhellte, indem ich mich in sie hineinversetzte und ihr nachfühlte, was es für sie bedeutete, ihr zweites Leben hinzugeben. Wenn sie alle Mittel brauchte, um ihren Schmerz zu betäuben, den Verlust einigermaßen erträglich zu machen, konnte ich ihr davor sein?

Einmal erhielt ich einen tieferen Einblick in ihr Elend, als sie von einer Leidensgenossin erzählte, die, obwohl sie in einem schönen Häuschen wohnte und von manchem Luxus umgeben war, sich nicht mit dem Verlust ihres nach Europa verletzten Kindes abfinden könne und beständig weine und jammere Ob es ihr wohl einst auch so ergehen werde? fügte sie hinzu.

Ich mußte, von Mitleid ergriffen — der Gedanke nahm ihr augenblicklich alle Haltung —, meinen Blick von ihr abwenden und fand kein beruhigendes Wort; aber es war für mich sicher, daß sie ihre Forderung so hoch getrieben hatte, um nicht von dem Kinde lassen zu müssen.

Nun war aber der grausame Handel abgeschlossen, und die Tage fanden ihr altes Geleise wieder; nur machte mir jeder Simujahs Ablicht deutlicher, sich ihres Knaben zu entwöhnen. Wo es immer anging, wies sie ihn meiner Obhut und Unterweisung zu. Ich hatte den kleinen Diethelm auf die Inspektionen und Besuche mitzunehmen, und nur wenn dies nicht möglich war, suchte sie ihn soweit zu beaufsichtigen, daß er nicht in die Hände der dazu ungeschickten Dienerschaft fiel.

Sie ging auch beizeiten auf Ersatz für die Zukunft aus und nahm mit meiner Einwilligung aus einer kinderreichen Batakkerfamilie einen Knaben ins Haus, der einige Jahre älter war als unser Diethelm. Ihn zog sie als Pflegesohn und zugleich als Gespielen des eigenen Kindes auf. Dieser Sirahi sollte sie später in die Einsamkeit ihres früheren Daseins zurückbegleiten. So hoffte sie über den Schmerz der Trennung, die, nach ihrer Auffassung immer näher rückte, mit wehem, aber nicht zerrissenem Herzen hinwegzukommen.

Mit dieser Vorausgewöhnung an künftige Verhältnisse hing auch ihre stärkere Betonung der islamitischen Gebräuche zusammen. An den mohammedanischen Feiertagen ließ sie große Mahlzeiten rüsten und lud an die langen Tische unter dem gedeckten Gang zwischen Wohnhaus und Hintergebäuden die javanischen Mandors*) der Unternehmung und die Malaien des Redehs**). Als der Neujahrstag zu grauen begann, ließ sie durch den rechtgläubigen Hauptkutscher Feuerwerk abbrennen und zog so nach und nach all die Gebräuche zu Ehren, die im Hause des Tuanfu zur Tagesordnung gehört hatten. Das alles sollte ihr armes Herz wehr- und truchhaft machen gegen die Pfeile des bitteren Geschicks; zugleich war es ein geräuschvolles Begrüßen von ihrem Herrn und Gatten, von dem sie nun wußte, daß er sie eines Tages verlassen mußte, und eine Flucht in ihre Vergangenheit, die ihr allein zugehörte.

Inzwischen machte ein erneut und heftig auftretendes Nierenleiden stetige Fortschritte, da sie sich keiner Diät unterwerfen wollte. „Lieber sterben, als auf den Tjabe***) verzichten!“ rief sie mir einst zu, als ich den Arzt herbeiholte. Erst als es zu spät war und die Schmerzen immer peinvoller wurden, bequeme sie sich zur Aufnahme von Milch und Aufgabe ihres geliebten Nationalgerichtes, der scharf gewürzten Reistafel.

Aber wie nun der Arzt eine Kur verordnete, die auswärts vorgenommen werden sollte, weigerte sie sich entschieden, sich auf längere Zeit von mir zu trennen. „Sier

muß sich mein Tondi erfüllen; an deiner Seite will ich sterben und nicht länger leben als nötig ist, um dich für deine Heimat frei zu machen. So will es Allah!“ In dieser Auffassung wurde sie durch den Ausbruch ihres tuberkulösen Leidens, das einst durch AsthmaKrämpfe hintangehalten worden, nur bestärkt. Leid und Freude, die sie abwechselnd aufsuchten, leidenschaftliche Erregungen, die gegen die Nähere Umgebung gerichtet waren, Verbitterung und Auflehnung gegen das immer schärfer drohende Geschick vermochten ihren Entschluß, auf ihrem Posten auszuharren, nicht zu erschüttern.

Ärztliche Milderungsmittel aller Art fanden Anwendung, meist gegen ihren Willen; ihr kleiner Batakker pflegte sie lieb und verständig, und als ich ihr einmal Del einrieb, ließ sie es gerne geschehen und erklärte dankbar, ich könne es doch am besten. Das ließ ich mir für die Folgezeit gesagt sein und trat diesen Liebesdienst an keinen andern mehr ab.

Als die Leiden ihr das Treppensteigen unmöglich machten, verlegte die Kranke ihr Lager in die Hintergebäude, in das große Zimmer, wo sie früher ihre Besuche empfing und wo sie ihren Knaben geboren hatte. Mehr und mehr verfiel sie einem unaufhaltsamen Siechtum, war aber glücklich und froh gelaunt, wenn ich in freien Augenblicken zu ihr kam und ihren jungen gelehrigen Pfleger Sirahi, der seine Sache gut machte, unterwies. Nach Diethelm verlangte sie lange Zeit nicht. Sie fürchtete ihn mit ihrer Krankheit anzustecken, und zudem schmerzte sie der Kummer, sich von ihm trennen zu müssen. Daß es ans Sterben gehe, hatte sie längst erkannt und eines Tages, als ich an ihrem Lager weilte, griff sie nach meiner Hand und sagte: „Liebes Herz, ich bin froh, daß ich sterben kann; denn dein Lebenswerk hast du in deiner Heimat zu erfüllen. Dort würde ich dir aber ein Hindernis sein; hier war ich dir mehr als eine Landesfremde.“

Auf die Kunde von ihrem nahen Ende versammelten sich die jammernde Da, der betende Hadschi und die leise weinende Sidinah um das Sterbebett; aber die Kranke ertrug ihr Gebaren nicht und bat mich, sie wegzuschicken. Jetzt verlangte sie plötzlich nach ihrem Sohne, und ermahnte ihn mit schwacher Stimme, brav zu sein, niemanden zu schlagen und ihrer nicht zu vergessen.

„Was willst du werden, Diethelm?“ flüsterte sie.

„Ich will werden, was mein Vater ist, und meinem Volke helfen. Darum reise ich mit ihm nach Europa. Dort will ich lernen, wie man das Volk zur Arbeit erzieht, wie man Flußläufe verbessert, die Sümpfe entwässert und das Land fieberfrei macht. Auch wie man reines Wasser gewinnt und wohnliche Häuser baut.“

„Und dann kommst du wieder in das Land deiner Mutter?“

Ueber ihr Antlitz lief ein seliges Lächeln; sie streckte ihrem Sohne die welke Hand entgegen und er drückte sie und sagte: „Dann komme ich zu dir zurück!“

„Das ist schön!“ hauchte sie. „So kommt das Abendland zum Morgenland und weckt es aus seinem Schläfe. Sein weiter Himmel hat Platz für Mohammed und Jesus, und die Modernen hier unten auf Erden können zu wahren Menschen werden.“

*) Aufseher. **) Kaufladen. ***) Spanischer Pfeffer.